

vorum

Verlagspostamt 6900 Bregenz
Erscheinungsort Bregenz, P.b.b.
Nr. 022031538

Forum für Raumplanung und Regionalentwicklung in Vorarlberg Nr. 4/2010
14. Jahrgang



Öffentlichkeit & Raum



Delete! Die Entschriftung des öffentlichen Raums (Wien, Neubaugasse 2006).

Foto: Steinbrener/Dampf

Ungeklärte Verhältnisse

Zur Dreiecksbeziehung von Öffentlichkeit, Raum und Kunst

„Je näher man sich ein Wort anschaut, von desto ferner schaut es zurück.“ Auf die Wortkombination ‚öffentlicher Raum‘ trifft der Satz von Karl Kraus besonders zu. Der inflationäre Gebrauch suggeriert Klarheit, die sich, wenn man den Begriff näher heranzoomt, rasch auflöst. Öffentlichkeit und Raum bilden ein dunkles, unberechenbares Paar. Dramatisch wird es, wenn mit der Kunst eine weitere undurchsichtige Gestalt ins Spiel kommt.

Öffentlichkeit

„In aller Öffentlichkeit!“, „Erregung öffentlichen Ärgernisses“, „Die Öffentlichkeit hat ein Recht darauf, es zu erfahren“ ... – Was genau ist diese Öffentlichkeit, die als Damoklesschwert über unseren Köpfen hängt oder sie längst restlos durchdrungen hat?

Die Grundidee von ‚Öffentlichkeit‘ ist einfach: Menschen nehmen aktiv am gesellschaftlichen Leben teil. Der Gedanke geht auf den griechischen Stadtstaat, die Polis zurück, von der sich unsere Worte für ‚Politik‘ und ‚Polizei‘ noch ableiten. Den Kern des antiken Demokratie-modells, das als Biotop einer kulturellen Blütezeit galt, bildete der „freie Bürger“, der seine persönlichen Interessen hinter jene des florierenden Gemeinwohls stellte. Frauen, ortsansässige Fremde und Sklaven waren aus der kollektiven Meinungsbildung ausgeschlossen.

Als Hannah Arendt in ihrem Buch *Vita activa oder Vom täglichen Leben* (1958) den Begriff der politischen Öffentlichkeit für das 20. Jahrhundert aktualisierte, wurde ihr vorgeworfen, die Polis zu idealisieren. Arendt ging in ihrem Buch von drei Tätigkeiten aus, die dem tägliche Leben zugrunde liegen: von der zyklisch verlaufenden Arbeit zur Erhaltung der physischen Existenz, dem linearen „Herstellen“ dauerhafter Gegenstände und dem vernetzenden „Handeln“, das im Austausch immaterieller Sprechakte besteht, die in einer öffentlichen Sphäre vollzogen werden bzw. sich an sie richten. In dieser dritten, „politischen“ Sphäre werde jene Öffentlichkeit hergestellt, in der gesellschaftlich relevante Entscheidungen, wie erwünscht oder unerwünscht, legitim oder illegitim etc. verhandelt werden.¹

Jürgen Habermas verortete in seiner Habilitationsschrift *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (1962) die Entstehung der öffentlichen Sphäre in den Klubs, Cafés und Salons des 18. Jahrhunderts. Dort traf sich das aufstrebende Bürgertum, um Themen des öffentlichen Interesses zu debattieren. Daraus entwickelte sich eine gesellschaftliche Instanz, die das Tun und Lassen der Mächtigen kritisch hinterfragte. Im 20. Jahrhundert sei diese Öffentlichkeit sukzessive durch Öffentlichkeitsarbeit abgelöst worden. Habermas warnte: Wenn die Gesetze des Marktes auch in die den Privatleuten vorbehaltenen

Sphäre eindringen, wandelt sich Raisonement in Konsum; der Zusammenhang öffentlicher Kommunikation zerfalle dann in versprengte Wahrnehmungsakte einzelner Individuen.²

Aus heutiger Sicht erscheinen diese Konzeptionen von Öffentlichkeit wie vergilbte Exponate aus der Pionierzeit der Fotografie. Arendts scharfe Trennlinie zwischen privater und politischer Sphäre ist kaum mehr nachvollziehbar, Habermas' Name steht für das Scheitern der großen Erwartungen, die man in die Philosophie der Aufklärung gesetzt hatte. Die Kommerzialisierung des Öffentlichen, vor der er gewarnt hatte, ist alltägliche Erfahrung geworden. Inzwischen ist es undenkbar, von Öffentlichkeit in der Einzahl zu reden: Zahllose, sich fortwährend neu formierende und gegenseitig

„Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten nur ein Raum, und Du machst sie, Geliebte, zum Ort.“

Johann Wolfgang Goethe

bekämpfende Öffentlichkeiten bestimmen jetzt unser Handeln. „Öffentlichkeit ist kein Raum im physikalischen Sinn. Öffentlichkeit stellt sich immer erst her – und immer aufs Neue her – im Moment konfliktgeladener Auseinandersetzung.“ (Oliver Marchart)³

Raum

Raum greifende Öffentlichkeiten: Wer oder was wird da von Öffentlichkeit ergriffen? Auch die zweite Begriffshälfte erweist sich als ein dubioser Zeitgenosse. Von Newton über Einstein bis in die Jetztzeit blieb die Frage nach dem Wesen des Raums unbeantwortet. Das Problem: Er ist nicht durch etwas anderes als durch ihn selbst definierbar.

Jakob Grimm definierte ihn im *Deutschen Wörterbuch* (1838) als „die gegebene Stätte für eine Ausbreitung oder Ausdehnung. Der Gegensatz dazu wäre der Ort, der auf einem solchen Raum erst entsteht“. Zur Verdeutlichung führte er einen Goethe-Vers an: „Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten nur ein Raum, und Du machst sie, Geliebte, zum Ort.“⁴

Der Raum wird hier als etwas Abstraktes gezeigt, als reine Ausdehnung. Erst durch die Markierung, die die Geliebte darin vornimmt, wandelt er

sich in den konkreten, wieder erkennbaren Ort. Aber kommt damit die Bewegung tatsächlich an ein Ende? Was geschieht mit dem wieder erkennbaren Ort weiter? Aus ihm entstehen Räume, antworten die Intellektuellen des späten 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts.

Michel de Certeau hat in seinem Essay *Die Kunst des Handelns* (1980) einige „Praktiken des Raums“ herausgearbeitet: Die Passanten bringen, indem sie sich durch die Stadt bewegen, unentwegt Räume hervor. Der Ort ist für ihn die statische Ordnung, nach der Elemente in „Koexistenzbeziehungen“, in Verhältnisse des parallelen und gleichzeitigen Vorhandenseins aufgeteilt werden: hier steht ein Element neben dem anderen, jedes befindet sich in einem eigenen und abgetrennten Bereich. Der Raum dagegen ist ein dynamisches Geflecht von beweglichen Elementen. Er ist erfüllt von der Gesamtheit der Bewegungen, die sich in ihm entfalten: „Insgesamt ist der Raum ein Ort, mit dem man etwas macht. So wird zum Beispiel die Straße durch die Gehenden in einen Raum verwandelt.“

Der durch die Stadt eilende Passant: ein räumlichen Wesen, das selbst aus zahllosen Subräumen zusammengesetzt ist, und unentwegt Räume generiert, die wiederum Bestandteile übergreifender Raumanordnungen sind.

„Die Passanten bringen, indem sie sich durch die Stadt bewegen, unentwegt Räume hervor.“

Michel de Certeau

Öffentlicher Raum

Öffentlichkeit und Raum: Heldin und Held vereinigen sich zum Begriffspaar. In den Praktiken ihrer Hervorbringung ähneln sie sich so sehr, dass man ihre Liaison für unausweichliche Komplizenschaft halten könnte. Gemeinsam bestellen sie ein krisenhaftes Feld. Harmonische Ruhe oder Stabilität sind unter den gegebenen Voraussetzungen nicht zu erwarten.

Wenn Raum, wie Leibniz meinte, „die Ordnung der koexistierenden Dinge“ ist, dann ist Öffentlichkeit die gesichtslose Instanz, durch die diese Ordnung festgelegt wird. Öffentlicher Raum wäre dann der Schauplatz, an dem diese Ordnung einerseits entworfen und andererseits erlitten wird. Die beunruhigende Frage, die sich überall dort stellt, wo die Wortkombination „öffentlicher Raum“ auftaucht, lautet: Was kann oder darf mitwirken, was nicht? Und damit können Personen ebenso gemeint sein wie Eigenschaften, Ideologien oder Verhaltensweisen.

Egal, ob man sich dem öffentlichen Raum von seiner materiellen oder metaphorischen Seite her annähert, das Prekäre bleibt bestehen: Die materielle Definition verweist auf die Gesamtheit des zur Verfügung stehenden nicht-privaten Raums; in diesem Fall geht es um Fragen der Verteilung und Zugangsberechtigung. Fasst man ihn metaphorisch auf, als Entwicklungslabor des Sozialen und Schauplatz permanenter Rechtssprechung, findet man sich im Dschungel konkurrierender Visionen wieder: zwischen fetischisierten Hochsicherheitstrakten, technologisch perfektionierten Vergnügungswelten und der hartnäckigen Forderung nach verbleibenden Spielräumen:

„Vor dem Hintergrund der veränderten politischen, medialen und territorialen Geografien der Macht erweist sich die kritische Revision dessen, was unter „öffentlich“ und „Raum“ zu verstehen ist, vielfach als Suche nach empirisch schwer fassbaren und somit auch schwer kontrollierbaren Zwischenräumen.“ (Judith Laister)⁵

¹ Hannah Arendt, *Vita activa oder Vom täglichen Leben*, München 1999, Piper.

² Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied/Berlin 1971.

³ Oliver Marchart, *Kunst, Raum und Öffentlichkeit(en)*. Einige grundsätzliche Anmerkungen zum schwierigen Verhältnis von Public Art, Urbanismus und politischer Theorie, in: Andreas Lechner, Petra Maier (Hg.), *Stadtmotiv*, Wien 1999, Edition Selene.

⁴ Michel de Certeau, *Kunst des Handelns*, aus dem Französischen von Ronald Voullié, Berlin 1988, Merve.

⁵ Judith Laister, *Öffentlicher Raum*, in: Brigitte Franzen, Kasper König (Hg.), *skulptur projekte münster 07*, Köln 2007, Verlag der Buchhandlung Walther König.

Kunst

An dieser Stelle tritt die Kunst auf den Plan. Dem aufgewühlten Paar Öffentlichkeit/Raum schließt sich eine geheimnisvolle Gestalt an. Vom grammatikalischen Geschlecht her ist sie weiblich. Sie wirkt jung, bei genauerem Hinsehen stellt sich aber heraus, dass sie immer schon da war, was ihr eine gewisse Weisheit verleiht. Sie lässt sich vor unsicheren Verhältnissen nicht schrecken, der unentwegte Wandel ist ihr ureigenstes Terrain, im Aufspüren von Zwischenräumen ist sie unschlagbar. Während es in den Wissenschaften immer darum ging, Erscheinungen dingfest zu machen, fiel ihr die gegenteilige Aufgabe zu, die Dinge in Fluss zu versetzen und geschlossene Räume mit Öffnungen zu versehen. Spätestens seit der Entdeckung der Höhlenmalerei wird über ihre Herkunft gerätselt. Möglicherweise entsprang sie einem haarbreiten Riss zwischen Mangel und Überschuss:

Der Mensch, heißt es bei Aristoteles, erfährt sich selbst als unvollendetes Wesen, als Mängel exemplar. Durch Nachahmung dessen, was ihm an anderen wertvoll erscheint, versucht er den Mangel auszugleichen; er stattet sich mit Kulturtechniken aus. Zugleich verspürt er einen Überschuss an Energie, der ihn dazu treibt, neben dem Vorhandenen auch Nicht-Vorhandenes, Potenzielles zu erkennen; also benutzt er die Kulturtechniken auf eigensinnige Weise. Aus dieser widersprüchlichen Ausgangslage von gleichzeitigem Zuwenig und Zuviel bezieht er den unauslöschlichen Gestaltungswillen, der das soziale Leben von Anfang an mitgeprägt hat. Die Kunst wurde zur Schutzmacht des Anderen, das neben dem Einen existiert und es relativiert. Sie steht für eine parallele Logik, die herrschende Logiken sanft daran hindert, sich haltlos auszubreiten.

Kunst im öffentlichen Raum

Öffentlichkeit, Raum, Kunst. Dem entfesselten Dreigespann ist einiges zuzutrauen. Die vielköpfige Riesin „Öffentlichkeit“ ist gierig. Sie saugt alles auf, was ihr verwertbar erscheint; was man früher als Privatsphäre hochgehalten hat, wurde durch sie restlos marginalisiert. Der Raum ist unermüdlich; er füllt die durch Öffentlichkeit absorbierten, fahl gewordenen Räume mit immer neuen Sub-, Gegen-, Möglichkeits- oder Zwischenräumen auf. Die Kunst bringt Aroma und exotisch anmutende Entschlossenheit ins Spiel. Je mehr sie sich einbringt, desto heller und vielsprachiger werden die Städte. Kunst im öffentlichen Raum: ein künstlerischer Akt, der „Öffentlichkeit“ und „Raum“ zu den bevorzugten Materialien macht und sich dabei selbst ironisch bricht. Wir werden sie unter Beobachtung halten, ob wir wollen oder nicht. Die Öffentlichkeit hat ein Recht darauf, von sich zu erfahren.

Bernhard Kellner ist freier Publizist und Übersetzer aus dem Französischen, Mitbegründer und Redakteur der ‚Wandzeitung‘ in Wien.



Bernhard Kellner

In den USA sind Parkanlagen ohne den kreativen Einsatz von Wasser heute kaum noch denkbar. Die Projekte in Europa erscheinen dagegen ausgetrocknet und dürr. Schade eigentlich, denkt sich Wojciech Czaja, und plädiert für mehr flüssigen Baustoff im öffentlichen Raum.

Bäume wiegen sich im Wind. Ein Liebespaar kuschelt in der Wiese. Hinter dem Hügel dringt lautes, quietschvergnühtes Kindergeschrei aus dem Teich. Der Boston Common ist der älteste öffentliche Park der USA. Gegründet 1634 nach den Plänen von Augustus St. Gaudens wird der 200.000 Quadratmeter große Park im Herzen Bostons von Soziologen und Landschaftsarchitekten bis heute als das Paradebeispiel einer einfachen, aber gut funktionierenden öffentlichen Parkanlage zitiert.

Die Gründe liegen auf der Hand. Trotz verhältnismäßig kleiner Fläche – der Hyde Park in London ist rund sieben Mal, der Central Park in New York City fast 20 Mal so groß – weist der Boston Common alle nötigen Bestandteile auf, um sämtlichen Bevölkerungsgruppen von Montag



Die alten Gleisanlagen in Chicago werden mit dem Millennium Park überbaut.

Foto: Sarge Melki

Wo ist der nasse Wagemut?

morgen bis Sonntagnachmittag die nötige Freizeitqualität zu bieten. Neben Picknick-Wiesen, zahlreichen Pavillons und einem kleinen Café fällt vor allem der so genannte Frog Pond auf. Der nierenförmige Hybrid zwischen betonierter Wanne und künstlichem Teich zieht scharenweise Kinder an. Mit einer Tiefe von 15 bis 20 Zentimetern ist für die Sicherheit der Kleinsten gesorgt.

Im Winter mutiert das Kinderbecken zum Eislaufplatz. Auf einer eigenen Homepage werden Eislaufkurse und Geburtstagsparties organisiert. Verwaltet wird der Teich im Auftrag der Stadt Boston von einer eigenen Stiftung namens Boston Common Frog Pond Foundation. Die Gewinne fließen zu 100 Prozent in die Erhaltung und Pflege.

Millennium Park

Knapp 400 Jahre später wird in Chicago die zeitgenössische Variante des Boston Common realisiert. Auf Initiative von Bürgermeister Richard M. Daley werden die alten Gleisanlagen überbaut und bilden gemeinsam mit dem benachbarten Grant Park die Basis für einen neuen, innovativen Park mit einem breiten

Angebot an Kunst, Musik und Architektur. Der Millennium Park – die Ansprüche an die städtische Freifläche scheinen von der ersten Minute an groß gewesen zu sein – zählt heute zu den beliebtesten Parks der USA.

Frank O. Gehry realisierte eine Freilichtbühne, auf der das ganze Jahr über Konzerte und Veranstaltungen stattfinden. Neben 4.000 fixen Sitzplätzen gibt es eine Liegewiese für weitere 7.000 Zuschauer. Der Eintritt in den Jay Pritzker Pavilion ist frei. Anish Kapoor errichtete mit seiner Edelstahl-Skulptur Cloud Gate, eröffnet im Juli 2004, ein neues Wahrzeichen für die Stadt. Die polierte Bohne kennt jedes Kind.

Noch beliebter ist jedoch die Crown Fountain des katalanischen Künstlers Jaume Plensa. Der interaktive Brunnen besteht aus zwei 15 Meter hohen Pylonen, die sich in einem Abstand von 70 Metern gegenüberstehen. Hinter der Konstruktion aus Glasbausteinen verbergen sich LED-Bildschirme, die mit unterschiedlichen Bildmotiven und Filmen bespielt werden können. Meist handelt es sich dabei um bewegte Porträts von Personen, gelegentlich werden aber auch historische Brunnenanlagen aus Italien, Frankreich und Großbritannien visualisiert. In rund vier Metern Höhe befindet sich ein Wasserauslass. Je nach Tageszeit und Anzahl der Personen speien die beiden Fontänen

Wasser in den dazwischen liegenden Granitpool. An ihrer tiefsten Stelle ist die Mulde rund fünf Zentimeter tief. Die Handykameras sind gezückt, die plan-schreienden Kinder schreien sich die Freude aus dem Leib.



Der Boston Common ist der älteste öffentliche Park in den USA.

Foto: Photolucida

Ausgetrocknet

So weit, so wunderbar. Fragt sich nur, warum derartige Parkanlagen – vor 400 Jahren genauso wie heute – just in den USA realisiert werden, während in der alten Welt Langeweile und Flaute dominieren. Wie ist es erklärbar, dass in einem Land mit ausgeprägter Haftungsparanoia und verschärften Sicherheitsbestimmungen dem belebenden Element Wasser so viel Bedeutung beigemessen wird, während der öffentliche urbane Raum im verhältnismäßig liberalen Europa zusehends austrocknet? Wie ist es erklärbar, dass in der Wiege der historischen Park- und Gartenkunst schon seit Beginn des Abendlandes mit dem flüssigen Baustoff experimentiert wurde, während heutige Versuche im Umgang mit H₂O meistens der visionären Dürre zum Opfer fallen?

Fauna und Flora sind auf die Existenz von Wasser angewiesen. Nicht nur in anatomisch-biologischer Hinsicht, sondern auch in Belangen des sozialen Zusammenlebens. In der Architektur und Landschaftsarchitektur wird das blaue Nass – abgesehen von völlig veralgten Entenpfützen und repräsentativen Reflecting Pools – in den meisten Fällen jedoch außer Acht gelassen. Und das ist bedauerlich.

Wo ist der nasse Wagemut der Auftraggeber und Politiker? Wo ist die Bereitschaft, hochwertige und gut ausgestattete Parkanlagen für jedermann und jede(r) zu bauen? Für Jung und Alt, für Groß und Klein, für Einheimisch und Immigriert? Lebendiges Wasser – das wussten schon die Stadthalter Bostons im 17. Jahrhundert – ist ein Garant für Sozialisation. Wer schon einmal Kinder im Hochsommer durch einen Wasserstrahl hat laufen sehen, wer schon einmal kleine Buben und Mädels in einer nassen Lacke mitten in der Stadt hat sitzen sehen, der weiß warum.



Wojciech Czaja studierte Architektur an der TU Wien und arbeitet als freischaffender Architekturjournalist, seit 2005 für Der Standard. www.czaja.at

Foto: Larry Williams

Findet die Stadt ihre wahre Mitte?

Architekt Boris Podrecca hat in Europa viele Plätze gebaut. Er erzählt der Zeitschrift vorum das Wesentliche zu seiner Lieblingsbauaufgabe. Martina Pfeifer Steiner fasst das Gespräch zusammen.

Die Plätze, die wir kennen und mögen, sind nicht nur die südländischen, sondern auch im Norden Europas. Plätze waren immer die Kommunikations- und Informationsträger. Man tritt aus der Privatheit oder Einsamkeit hinaus und taucht ins öffentliche Leben. Wichtig ist die zufällige Begegnung. Das ist heute verloren gegangen. Ich muss einen Termin ausmachen um jemanden zu treffen. Es gibt diese wunderbare europäische Tradition der Begegnung nicht mehr: Ich gehe ums Eck, treffe Leonardo da Vinci, und Leonardo sieht mich an und fragt, willst du mein Assistent sein, und ich werde ein As. Vielleicht treffe ich einen Bäcker und ich werde mein Leben lang ein Bäcker sein.

Ein zweiter Aspekt ist, wie es die Soziologen nennen: der Terror der Intimität. Durch diese neuen Errungenschaften der Telematik, der Elektronik, diese Computerisierung und Virtualisierung der Welt treten wir in eine neue Einsamkeit. Wir sind mit der ganzen Welt ver-

netz. Die individuellen Grenzen sind enorm erweitert worden, sodass wir es gar nicht fassen können, das Raumgefühl ist ins Unendliche explodiert. Der Raum hat mich verlassen, könnte man als Pointe sagen. Obwohl wir zu gleicher Zeit, im gleichen Augenblick alles haben können, sind wir in unserem Kammerl vor dem Screen wahnsinnig einsam geworden. Die Haptik ist verloren gegangen, das Gefühl eine Hand zu drücken, der ästhetische Sinn und Valeur des Originals ist irgendwie verschwunden. Wenn man mich fragt: Warum machen Sie, Herr Podrecca, gerne Plätze? Dann aus diesem Grund, um diesen Face-to-Face Effekt wieder herzustellen, die unmittelbare physische Wahrnehmung einer Person oder eines Gegenstandes. Ich will die wahre Wirklichkeit und kein Surrogat implementieren.

Ich bin in Triest aufgewachsen, das Leben hat auf der Straße stattgefunden. Spiele, Zeitvertreib, die erste Liebschaft, alles, was dazugehört zum Dasein, hat sich immer außerhalb des Interieurs abgespielt. Ich bin nur zum Schlafen und Essen nach Hause gegangen. Der Außenraum war wie ein Salon und der eigentliche Erziehungs- und Beziehungsraum. Das gibt mir den Appetit oder diesen Eros auf das Öffentliche des Platzes.

Der Platz ist der Begriff der wahren Mitte der Stadt, er war vor seiner Merkantilisierung in unserer Gesellschaft zum Demokratiesymbol geworden. Heute wird einer Ultraökonomisierung gehuldigt, die den gestalterischen Gedanken fesselt. Öffentliche Räume aber eignen sich kaum für die Rendite. Wer bezahlt das öffentliche Leben der Plätze? Der öffentliche Raum wurde zu einem Verkaufsraum. Das größte Sinnbild ist die Mall, wo die Menschen unterhalten werden können, wo sie essen und konsumräumen. Aber alles ist künstlich und dient dem Erwerb der Ware.

Ein weiteres Problem ist die Zerstörung des öffentlichen Raumes. Menschen, die unglücklich sind, die keine Arbeit haben, können vielleicht alle Zustände ihrer Aggressionen nicht in ihren Wohnungen ausleben. Sie

werden nach außen verlagert und deshalb muss heute alles etwas schwerer, massiver gestaltet werden. Bänke müssen ungemütlich sein, für den kurzen Aufenthalt, sonst schlafen dort die Obdachlosen, die Müllkübel müssen verschließbar sein, sonst schmeißen alle was ungeordnet rein, sie dürfen keine Löcher haben, wegen eventueller Spritzen der Drogenabhängigen. Auf einmal ist es ein Gefahrenraum geworden. Die Sicherheit steht im Vordergrund, sodass sie manchmal bereits zu Angst-Räumen werden. Die Plätze aber sollen die Menschen schöpferisch animieren und kommunikativ sein.

Ich mache viele Brunnen, sie sind wie ein Instrument, mit den Geräuschen der Quelle, des Rauschens, des Fallens, es geht nicht nur um schöne Formen oder bildhauerische Exzesse. Ich baue nie stilspezifische Podreccas. Ich überprüfe die Plätze nach Geschichte, Charakter, Licht, Lage, bis hin zum Geruch. So wie der Mensch hat jeder Ort eine eigene Physis und Psyche, das ist das Schöne an den europäischen Städten, diese Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit. Leider sind sie heute internationalisiert, wir leben bereits in einem globalisierten Esperanto. Alle Guccis, alle Armanis, Mangos, Zaras sind gleich, sie vereinnahmen die Archikultur der Städte.

Wo geht man hin? Der Platz war immer ein offenes Buch, in dem die Charakteristika der Stadt am Tablett präsentiert worden sind und dann hat man gespürt, ich fühle mich hier wohl oder nicht. Was sicher nie gebraucht wurde, sind banale Behühungen, zum Beispiel durch Blumenschminke, alles Parameter eines erodierten Geschmacks. So passiert die langsame Zerstörung einer urbanen Kultur.

Heute werden die Leute befragt, was sie wollen. Das ist eine Demokratie, die in Anarchie ausartet. Man soll Fachleute befragen. Ich entwickle zuerst ein Konzept und wenn das Gerüst steht, frag ich natürlich die Menschen zu ihren Bedürfnissen, ich höre zu, aber die anderen müssen auch mir zuhören. Man kann nicht im Plural bauen. Architektur ist eine Vision und hat so viele Aspekte, die nicht erklärbar und diskutierbar sind. Die meisten Politiker sind wie gesagt Populisten, ihr Handlungsspielraum beträgt vier Jahre. Aber Architektur ist ein langfristiges Projekt, das nicht kurzfristig funktioniert. Mit Populismus kann man keine guten Plätze bauen, mit diesen Befragungen und Listen, das geht nur schief. Man kann mit den Bürgern nicht entwerfen. Der grausigste Brunnen der Welt wird nicht in Frage gestellt, weil er immer schon da war. Der Platzbauer ist heute eine Art Missionar, er muss gut argumentieren und Strategien entwickeln, damit Neues möglich wird und es ein finales Happy End gibt.

Pustet Verlag: Boris Podrecca Almanach der Architektur – Raumanalysen; Ausstellungskatalog Boris Podrecca; Springer Verlag: Boris Podrecca Offene Räume

Boris Podrecca, Architekt, ein Triestiner in Belgrad geboren, in Wien und Venedig ansässig. Er lehrte an der TU Stuttgart, sein Büro in Wien realisiert neben zahlreichen Platzgestaltungen vornehmlich Museumsbauten, Hotels und Bürohäuser. boris.podrecca@podrecca.at



Boris Podrecca

Foto: J. La. B. - G. B. S. A.

Der erste realisierte Platz von Boris Podrecca: Tartini Trg, Piran, Slowenien, 1986-89 / 2009



Stadtleben in Bregenz.

durch die Neugestaltung zu einem attraktiven städtischen Treffpunkt geworden. 18.000 Personen seien hier jeden Tag in Bewegung und trotzdem vermeldet die Sicherheitsdirektion, dass es bei einem Fest im Bregenzerwald zu mehr Zwischenfällen kommt, als in einer Woche am Bahnhofplatz.

„Der Marktplatz ist multifunktionell und wird dementsprechend gerne frequentiert.“

Wolfgang Rümmele, Bgm. Dornbirn

Wie viel Platz braucht die Stadt?

Wo sind städtische Plätze in Vorarlberg zu finden? vorum macht den Lokalausganschein und bittet fünf Bürgermeister zum Interview.

Recherche ist angesagt: Was denken die politisch Verantwortlichen in Vorarlberg über den öffentlichen Raum in ihrer Gemeinde? vorum befragt die Bürgermeister von Bregenz, Dornbirn, Lustenau, Hohenems und Feldkirch zu ihren Plätzen. Nicht überraschend, doch erfreulich ist das große Bewusstsein und Engagement, das bei dieser Gelegenheit zu Tage tritt. Alle fünf Gemeinden haben in ihren Entwicklungskonzepten und Leitbildern die qualitätvolle Gestaltung des öffentlichen Raumes fest verankert und sind bereit, nicht nur materiell viel zu investieren.

Ein markantes Wort mit großer Tragweite gilt in **Bregenz**: Bürgerbeteiligung. Die Stadt befindet sich wieder in einem spannenden Prozess rund um einen Platz. Diesmal ist es der Kornmarktplatz. Ein ausführliches Bürgerbeteiligungsverfahren bringt an die hundertfünfzig Bürger an einen Tisch, die sich in Workshops der Frage nähern: Was braucht Bregenz in seiner Mitte? In der ersten Phase schritt man zur Bestandsaufnahme, dann wurden die Nutzer, Anrainer, Besucher befragt, um schlussendlich die Allgemeinheit in die große Runde einzuladen, begleitet von Moderatoren und Experten. „Die Kunst ist es, ein Verfahren zu finden, welches die allgemeine Meinung und die Bedürfnisse der Bürger widerspiegelt und das nicht Einzelstandpunkte ein verzerrtes Bild ergeben“, erklärt Bürgermeister Markus Linhart.

„Ich möchte dem Bürgerbeteiligungsverfahren nicht vorgreifen, aber am Kornmarktplatz kann Bregenz seine Mitte finden.“

Markus Linhart, Bgm. Bregenz

Erfahrung habe man inzwischen genug und es gelänge im Endeffekt doch, die Ergebnisse auch baulich umzusetzen. Unauffällig war es bei der Gestaltung der Fußgängerzone Kaiserstraße, aufregend bei den Seeanlagen um den Hafen und besonders gelungen vor dem Festspielhaus, dem Platz der Wiener Symphoniker. Schwer konnte man sich bei Letzterem von Brunnen und einzelnen Bäumen trennen, doch es wurde punktgenau erreicht, was man sich dort gewünscht hat: einen Ort der Begegnung zu schaffen und dem internationalen Flair des Hauses gerecht zu werden. Bregenz war für Linhart immer Stadt: Handelsstadt, Verkehrsknotenpunkt, Zuzugsstadt, die trotz der Kleinheit mit all den Vorteilen eine große Urbanität aufweist. Es gibt einige Alleinstellungsmerkmale. Allen voran der See, im Hintergrund der Pfänderhang und im Speziellen die kulturelle Ausrichtung. „Mit den Festspielen, dem Kunsthaus aber auch dem Magazin4 hat Bregenz einen internationalen Ruf. Was noch immer fehlt, ist der Platz in der Stadt“, meint der Bürgermeister. So richten sich die Blicke auf den Kornmarkt, auf dass es dort gelingen wolle.

Dornbirns Bürgermeister Wolfgang Rümmele ist stolz auf den Marktplatz: „Er ist sicher der frequentierteste aller Plätze in Vorarlberg.“ Multifunktionell, vom Buschl-Wettbinden, Boxen, über den Fahrrad- oder Wochenmarkt bis zu Konzerten und originellen kulturellen Veranstaltungen funktioniert dieser Kommunikationsort bei jeder Witterung. Es gab Überlegungen, ihn zu überdachen, aber das würde nur einschränken. Ein wesentlicher Baustein zum Erfolg ist für den Bürgermeister die Gastronomie: „Es herrscht ein gutes Klima untereinander, alle sind hier sehr vernünftig und überbeanspruchen die unmittelbare Nachbarschaft nicht.“ Und wie steht es mit der grünen Rondellbank? Die arrangiert sich friedlich in Randlage, hat keinerlei Anspruch ein unpraktisches Zentrum zu bilden und harret der Menschen, die gerne absitzen, rasten und vielleicht das rege Treiben des Marktplatzes beobachten. Für den Bürgermeister ist der Bahnhofsvorplatz

In den einzelnen Stadtbezirken werden laut Rümmele rund um Kirche und Schule bewusst und vernünftig Plätze geschaffen. Das Oberdorf hat zum Beispiel schon ein gut funktionierendes Zentrum, in Rohrbach wurden von der Stadt Grundstücke angekauft, um ein adäquates zu bilden.

Man muss über einen blauen Platz und politische Couleurs nicht scherzen, viel zu fundiert wird in **Lustenau** das Thema öffentlicher Raum behandelt. Lustenau hat im klassischen Sinn kein Zentrum, doch rund um den blauen Platz verdichtet sich das öffentliche Leben. Das markante Vordach des Einkaufszentrums spielt für die Nutzungsmöglichkeiten eine wichtige Rolle. Die Veranstaltungs-



Der Dornbirner Marktplatz als Treffpunkt der Vorarlberger.

„In Lustenau sind alle öffentlichen Plätze mit einem Radwegenetz verbunden.“

Kurt Fischer, Bgm. Lustenau

reihe „Sommer am Platz“ zeigt, dass man nicht nur zu Marktzeiten gerne hierher kommt. Es gibt Studien, wie sich der Begegnungsort rund um den Kirchplatz weiterentwickeln könnte und Bürgermeister Kurt Fischer hat dieses Gebiet fest im Visier. Dasselbe gilt auch für das Sportzentrum rund um das Gymnasium. Mit dem Ankauf von

weiteren Grundstücken soll das Angebot für Schule, Jugendliche und vor allem für Freizeit ausgebaut werden. „Wir versuchen immer einen Weg zu finden, bei dem ein Maximum an Möglichkeiten geboten wird und es doch maßstäblich bleibt für den Ort“, meint der Bürgermeister. Mitgedacht werden auch die Verbindungslinien in Form von Radwegen. Die Marktgemeinde möchte auch in Ortsteilzentren wie Hasenfeld oder Rheindorf in die Qualität der öffentlichen Räume investieren.

Und wo spielt sich das öffentliche Leben in **Hohenems** ab? Die Gestaltung rund um den Schlossplatz hat mit den neuen Emsbachstufen gediegene Formen angenommen. War

die qualitätsvolle Ausführung, im Detail die Materialwahl, anfangs politisch umstritten, erkennt man laut Bürgermeister Richard Amann langsam die Bereicherung für das Zentrum. Dass die Stufen gut angenommen werden, lässt sich laut Amann etwa am regen Treiben der Schüler beobachten, die am Morgen mit Bussen ankommen. Und so manche Unterrichtsstunde sei schon am Emsbach abgehalten worden. Die prächtige Schillerallee, mit ihren alten Bäumen ein Naturdenkmal, verbindet den Schlossplatz fußläufig mit dem Stadtteil Herrenried. In weitere Folge schließt sich auf dieser Achse das privat geführte Cineplexx an, welches besonders bei Jugendlichen als Treffpunkt beliebt ist. In diesem Zusammenhang erzählt der Bürgermeister, dass man sich in Hohenems viele Gedanken über geeignete Plätze und Treffpunkte insbesondere für

Es gibt aber noch viele andere Plätze, die charakteristisch sind: Der Sparkassenplatz mit dem Katzenturm in Verbindung mit dem Busplatz, der Leonhardsplatz – voll mit Gastgärten – neben dem Montforthaus, der Elisabethplatz schafft (Spiel-)Raum für Eltern mit Kleinkindern, am Domplatz sammeln sich die Kirchenbesucher, vor dem Landeskonservatorium halten sich die Konzertbesucher gerne auf, und nicht zu vergessen, die „Dorfplätze“ in den einzelnen Stadtteilen – alle diese Orte stiften Identität.

„Die Marktgasse ist Ziel der Besucher und gleichzeitig Wohnzimmer für jene, die in der Innenstadt leben.“

Wilfried Berchtold, Bgm. Feldkirch

Kinder und Jugendliche macht. So wird im Siedlungsgebiet Witzke, wo zahlreiche Einfamilienhäuser und eine große Wohnanlage gebaut werden, bewusst ein Grundstück als Spiel- und Begegnungsorte frei gelassen. Auch die eingemauerte Wiese beim Rathaus wird öffentlich zugänglich. In Kombination mit einer Eisdielen entsteht ein einladender Treffpunkt, der zugleich als Kirchenvorplatz dient. „Es geht bei der Platzgestaltung oft nicht um viel Geld, sondern ums Mitdenken und die Vorstellungskraft, welche anderen Möglichkeiten es noch gibt“, ist Amann überzeugt.



Die beliebte mittelalterliche Idylle in Feldkirch.

„Von attraktiven öffentlichen Plätzen profitieren alle Generationen.“

Richard Amann, Bgm. Hohenems

Feldkirch ist die Stadt der Gassen, Winkel und Plätze. Die besondere mittelalterliche Charakteristik mit Laubengängen und den schönen Fassaden ist über die Jahrhunderte praktisch unverändert geblieben. Die Marktgasse ist das Herzstück. Dass der Autoverkehr dort 1993 verschwunden ist, hat neue Nutzungen erlaubt. „Beim Weinfest, Gauklerfest, in den zahlreichen Gastgärten an lauen Sommerabenden oder beim Weihnachtsmarkt im Dezember fühlt man sich ‚z’Feldkirch‘ wohl“, stellt Bürgermeister Wilfried Berchtold fest.

„Plätze sollen aber auch Raum lassen für neue Nutzungen, ohne dass alles bereits vordefiniert ist. Sie sollen sozusagen bespielbar sein für verschiedenste Nutzungen und Nutzergruppen“, ist für den Bürgermeister klar. Auch die Qualität der Gebäude ist wichtig für die Qualität einer Stadt und die Gestaltung der Zwischenräume.

„Mit dem neuen Montforthaus erhält Feldkirch einen großartigen architektonischen Impuls. Mitentscheidend bei der Auswahl des Projekts war, dass das neue Veranstaltungszentrum durch seine Form und seine Situierung die Plätze im Umfeld neu definiert und Gestaltung erlaubt“, so Berchtold.

Auch der Bahnhofsbereich mit dem Bahnhofsvorplatz hat großes Entwicklungspotenzial. Die Grundlage für eine städtebauliche Aufwertung wurde in den vergangenen Jahren mit einem Wettbewerb und dem Bebauungsplan gelegt. In den kommenden Jahren soll dieser Schritt für Schritt umgesetzt werden.

Betätigungsfelder statt Verbotszonen!

In den vergangenen Jahren wurden öffentliche Räume von den Kommunen sukzessive privatisiert oder poliziert. Mit den so genannten „Verordnungen zum Schutz öffentlicher Flächen“ wird den Menschen das Recht auf Nutzung der Allmende genommen.

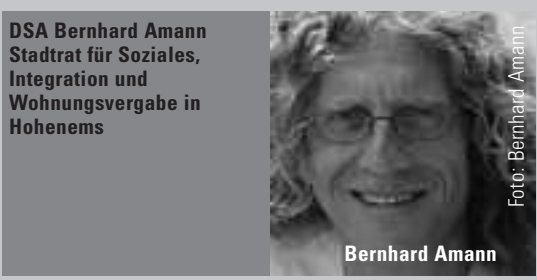
Insbesondere Jugendliche und junge Erwachsene sind von diesen nicht nachvollziehbaren Verordnungen betroffen. Dabei sind diese Flächen öffentliches Eigentum in dem jeder Mensch das Recht auf Zugang, Verweilen und Nutzung hat. So lese ich in einer dieser fragwürdigen Verordnungen unter anderem, dass das Betreten der Grünflächen, das Erklettern von Bäumen, Ball-, Wurf- und andere Spiele, das Musizieren, das Einbringen von Glasgebinden verboten ist. Geschweige denn Alkoholkonsum und kleine Feste.

Kürzlich hat sich bei mir eine junge Dame gemeldet, welche eine Glasflasche im Rucksack mitführte und dafür eine Geldstrafe aufgebremst bekam. Es ist an Absurditäten und Widersprüchlichkeiten nicht zu überbieten. Einerseits fordert man die jungen Menschen auf, sich kreativ und sportlich zu betätigen, andererseits belegt man die öffentlichen Orte mit Verboten und Auflagen, welche gerade solche Aktivitäten verhindern. Hier und da gibt es „von oben verordnete“ Pseudoprojekte, bei welchen junge Menschen den öffentlichen Raum für Aktionen nutzen und ihre Kreativität beweisen dürfen. Natürlich entsprechend strukturiert und pädagogisiert. Dann ist wieder lange Zeit Schluss mit lustig. Die Ergebnisse werden ins politische Schaufenster gestellt, und damit wird suggeriert, dass doch etwas getan wird.

Dabei findet mit diesen – aus meiner Sicht verfassungswidrigen – Verordnungen eine regelrechte Vertreibungspolitik statt. Menschen, welche nicht der genehmen Norm entsprechen, werden kriminalisiert und per „Gesetz“ entfernt. Begleitend dazu mit den mir immer wieder berichteten üblichen „netten“ Umgangsformen der dafür zuständigen Überwachungsorgane.

Mit den Verordnungen zum Schutz öffentlicher Flächen findet quasi eine Enteignung des öffentlichen Guts statt und man schließt einen Teil der Bevölkerung aus. Offensichtlich ist der „Schutz“ öffentlicher Flächen wichtiger als die persönliche Freiheit.

Für mich sind öffentliche Plätze Betätigungsfelder, in denen sich das Leben einer Gemeinde widerspiegelt und auch die Verschiedenheit der Kulturen und ihrer Menschen zum Ausdruck kommt. Die Voraussetzung dafür ist ein niederschwelliger Zugang. Anpassungs- und Wohlverhaltensregeln mit Sanktionen sind der denkbar schlechteste Weg für eine Politik der Integration und Inclusion.



Das erste realisierte Freiluftwohnzimmer gibt es in Dornbirn.

Platz da! Freiluftwohnzimmer für Jugendliche

Den Jugendlichen Raum zu geben liegt als Anliegen in der Luft. Raum, um sich öffentlich zu treffen, um zu sehen und um gesehen zu werden, ohne ständig beaufsichtigt zu sein oder ständig konsumieren zu müssen.

Dieses Anliegen speißt sich mit repräsentativen und kommerziellen Interessen, denen der öffentliche Raum besonders in Gunstlagen unterworfen ist. Es speißt sich auch mit den Ruhe- und Ordnungsansprüchen der betroffenen Anrainer. Nichtsdestotrotz wartet in vielen Gemeinden der von der Jugendarbeit eruierte Bedarf an Jugendplätzen auf entsprechende Umsetzungsmaßnahmen. So ist das vom Land Vorarlberg und dem vai (Vorarlberger Architekturinstitut) initiierte Projekt namens Freiluftwohnzimmer für die Verantwortlichen in Hard, Bludenz, Dornbirn und Lustenau ein willkommener Impuls, um Politiker, Jugendarbeiter, Stadtplaner, Anrainer und Jugendliche an einen Tisch zu bringen. Vier renommierte Architekten sind gefordert, die im Laufe einiger Workshops konkretisierten Vorstellungen, Bedürfnisse, Vorbehalte und Zugeständnisse aller Beteiligten und insbesondere der Jugendlichen in umsetzbare Ausführungsplanungen zu transformieren.

Graffiti, Sport und Chillen

Die Stadt Dornbirn steigt kurzfristig in das Projekt ein und hat mit dem ehrenamtlich agierenden Architekten Oskar Leo Kaufmann einen Mann der schnellen Ergebnisse: „Die Kids sagten was sie wollen, ich habe einen Entwurf vorgestellt, der wurde diskutiert und für gut befunden und schon konnten wir loslegen.“ Die rasche Umsetzung war auch nur deshalb möglich, da neben dem Kulturhaus im Zuge des Tiefgaragenbaus Platz frei wurde, den die Stadt Dornbirn als Freiluftwohnzimmer zur Verfügung stellen will. So folgen über 40 Jugendliche der Einladung des Jugendkoordinators der Stadt Dornbirn, Elmar Luger, um sich in Workshops intensiv Gedanken darüber zu machen, wie sich der

Kulturhausvorplatz zu ihren Gunsten gestalten lässt. Die Jungs brauchen für ihren Bewegungsdrang jedenfalls ein Sportfeld, die Mädchen ein attraktives Umfeld zum Chillen und Kommunizieren. Im Laufe des Prozesses entstehen auf dem Platz zwei Kreise, die die Jugendlichen selbst mit Graffitis für sich zonieren. Einer davon wird zu einem Ballspielplatz mit Toren und Basketballkörben, wobei diese Nutzung ein Stahlgerüst bedingt. Im zweiten Kreis sprießen noch Sitzgelegenheiten wie Pilze aus dem Boden. Trotz heftigem Verkehrslärm der angrenzen-

„Die Kids sind spontan, cool und sagen genau, was sie wollen und was nicht.“

Oskar Leo Kaufmann, Architekt

den Bundesstraße ist für die Anrainer die Geräuschkulisse der Jugendlichen ein sensibles Thema. Direkte Gespräche zwischen Jugendlichen und Anrainern, die Aussicht auf eine zeitlich befristete Nutzung als Jugendplatz, klare Ver- und Gebote sowie eine Adresse, wo man sich im Falle eines Falles beschweren kann, ebnen schließlich den Weg für die Umsetzung.

Bänke auf Wanderschaft

In Lustenau gibt es keinen fixen Standort für das Freiluftwohnzimmer. Es entsteht dort, wo Jugendliche zusammentreffen, an Orten, die sie sich selbst aussuchen. Die Unruhigen werden gerne an den Rand geschoben, werden vertrieben, Bänke, um die sie sich leger zusammensetzen, werden abmontiert. Dabei hatte „Bänkeln“ immer schon eine wertvolle Aufgabe. Diese informellen Treffen außerhalb des Hauses waren wichtig für Kommunikation und sonstige Stelldichein, vor allem am Abend.

„Die Möbel gehen auf Wanderschaft, werden herumgetragen und bilden liegend, aufgestellt oder umgedreht Raum.“

Hugo Dworzak, Architekt

Architekt Hugo Dworzak wird deshalb mit den Jugendlichen Möbel kreieren: „Selbst Hergestelltes wird auch nicht zerstört, und wenn, dann ist es die eigene Bank.“ Das Mobiliar ist im wahrsten Sinn des Wortes sehr beweglich zu gestalten, die Einzelstücke sind also mobil. Es geht so weit, dass sie Räder und Griffe bekommen und man soll damit nicht alleine herum manövrieren. Robust und schwer ist das Inventar. Nur mit vereinten Kräften werden die Orte geschaffen und Raum definiert. „Jugendliche in die Mitte

ten oder bei etwaigen Vandalenakten wird die Jugendbetreuung vor Ort präsent sein. Sollte im Laufe der Zeit ein geeigneter Standort gefunden werden, wäre der Pavillion jedenfalls transportabel.

Picknick im Grünen

Auf Grundstückssuche ist man auch in Bludenz. Die Jugendlichen brauchen ein Ort zum Grillen, für Feste und Lagerfeuer, welcher stadtnah am Wasser liegt. Eine breite Plattform bildet sich, die Oliver Mössinger, zustän-

„Die Jugendlichen brauchen räumlichen Schutz, ohne eingesperrt zu sein, so entsteht eine fließende Raumstruktur.“

Ekkehard Krischke, Architekt

dig für Jugend und Integration beim Amt der Stand Bludenz, begleitet und der unterschiedliche Interessensvertretungen angehören. Es bestätigt sich, dass gerade Menschen mit Migrationshintergrund so etwas wie eine Picknick-Kultur haben und auch Familien mit Kindern einen gut erreichbaren Grillplatz am Wasser schätzen. Gleichzeitig melden Naturschutz und Gewässerentwicklung berechnete Interessen an. So setzt Architektin Heike Schlauch auf eine differenzierte Infrastruktur mit erlebnispädagogischen Elementen, die verträglich in den Naturraum eingebettet ist. Damit kommt im Bludener Freiluftwohnzimmer neben der Geselligkeit auch die Geschicklichkeit und Körperlichkeit nicht zu kurz.

Öffentlicher Raum
Für die Jugendlichen sollen die Freiluftwohnzimmer einen kollektiv und körperlich erlebbaren und nicht ständig beaufsichtigten öffentlichen Raum darstellen, wo sie sich selbstbestimmt ausdrücken können und dürfen. Damit wird indirekt die Frage aufgeworfen, wem der öffentliche Raum eigentlich gehört und wer seine Nutzungsansprüche durchsetzen kann. Diese Frage wird zumeist zum Nachteil der Jugendlichen beantwortet: Jugendliche sind sichtbar und hörbar und sie hinterlassen Spuren, dadurch sind sie oft unerwünscht – außer sie verhalten sich als angepasste Konsumenten. Bei den realisierten Freiluftwohnzimmern sind gegenwärtige und spätere Nutzungskonflikte selbstverständlich nicht aus der Welt

geschafft. Es bedarf vielmehr der tatsächlichen Rauman eignung durch Jugendliche, der Grenzauslotung sowie der wiederholten Ausverhandlung mit anderen Nutzungsgruppen. Ansonsten sind die Freiluftwohnzimmer lediglich ein vergängliches Event mehr.

„Viele Grundstücke wurden geprüft, um ein Gebiet zu finden, das Naturnähe und Naturschutz vereint.“

Heike Schlauch, Architektin



In Hard geht man professionell an die Workshops mit Jugendlichen heran.

Foto: Heiko Mössinger

INITIATIVE

FREILUFTWOHNZIMMER

_Dornbirn
Architektur: DI Oskar Leo Kaufmann
Jugendarbeit: Elmar Luger
Raumplanung: DI Stefan Burtscher

_Lustenau
Architektur: DI Hugo Dworzak
Jugendarbeit: Mag. Michaela Wolf
Raumplanung: Ing. Eugen Amann

_Hard
Architektur: DI Ekkehard Krischke
Jugendarbeit: DSA Cornelia Reibnegger
Raumplanung: DI Bernhard Kathrein

_Bludenz
Architektur: Mag. arch. Heike Schlauch
Jugendarbeit: DSA Oliver Mössinger
Raumplanung: DI Thorsten Diekmann

_Land Vorarlberg Abt. Raumplanung und Baurecht **_vai Vorarlberger Architektur Institut** **_Projektleitung: Arch. Nicoletta Piersantelli**

Venedig, Winter, morgens. Eine kleine Piazza, Pflaster, ein, zwei Bäume, menschenleer bis auf einen Mann in der Mitte. Die Sonne müht sich durch den Morgendunst. Der Mann, der Herr – er ist wohlgekleidet – steht mitten auf dem Platz in der fahlen Morgensonne und liest. Er liest in der weit aufgeschlagenen Zeitung. Er ist ganz bei sich, bei seiner Lektüre, in seinem Wohnzimmer, in der Öffentlichkeit. Alle rundum können ihn sehen. Er weiß das, er gehört zu ihnen und sie zu ihm. Er ist in der Öffentlichkeit zu Hause. Er macht dort ‚bella figura‘.

Los Angeles hat keine Öffentlichkeit, zumindest keine, wie wir sie herkömmlich verstehen. Los Angeles ohne Auto findet fast nicht statt. Und in einem Auto findet nur ein Minimum von Öffentlichkeit statt: Zwar sieht man (vor allem die anderen Autos), aber selbst wird man kaum gesehen, es sei denn, man fährt irgendwo vor, steigt sichtbar aus. Das war früher bei wenigen Autos vielleicht noch ein Ereignis, aber im verstopften Gewühl moderner Siedlungen – von Städten sollt man vielleicht nicht reden, eher von Agglomerationen – ist das kein öffentliches Ereignis mehr. Ein öffentliches Ereignis, ein Ereignis der Öffentlichkeit, ist die Teilnahme an einer Gemeinsamkeit, deren Teile einander kennen, bis zu einem gewissen Grad, oder kennen könnten oder wollten. Die amerikanische Öffentlichkeit findet im Privaten statt, so man Zugang hat, halböffentliche Begegnungsorte wie Wirtshäuser laden viel weniger zum Verweilen ein, einen öffentlichen Stadtraum, dessen Inbegriff die italienische Piazza, die griechische Agora ist, gibt es fast gar nicht.

Wir nördlichen Europäer sind aber auch keine richtigen Städter im eigentlichen Sinn, urbane Menschen, deren Bedürfnis nach Öffentlichkeit fast unstillbar ist. Wir sind immer noch Urwaldbewohner, die sich in ihren Blockhäusern verbarrikadieren, in die nicht so schnell ein anderer hineinkommt. Auch im Wirtshaus machen wir jeden Tisch zu einer Sperrzone, und wenn wir uns in der so genannten Öffentlichkeit bewegen, schleppt ein jeder die Aura des „noli me tangere“ mit sich, ein wandelndes Blockhaus gewissermaßen. Unser Wetter ist ja auch nicht immer so besonders, wir müssen uns schützen, gegen Regen, Wind und Schnee und – gegen den Einfall der (anderen) Barbaren. Wie das halt so war in der Völkerwanderung, die die Südländer den „Einfall der Barbaren“ nennen.

„My home is my castle“, sagt der Engländer, auf Italienisch heißt das in etwa „sacro egoismo“. Dieser heilige Egoismus verfolgt seine Interessen, und dazu braucht er auf jeden Fall die anderen. Der Mensch ist nun einmal ein soziales Wesen, das allein schlecht über die Runden kommt, das seinesgleichen braucht, im Materiellen wie im Seelischen. Dazu muss man kooperieren, um die anderen auszunutzen, um mit ihnen physischen und psychischen Tauschhandel treiben zu können. Das ist zwar bei uns „Barbaren“ auch nicht anders, aber wir hängen viel stärker der Fiktion „am stärksten ist der Mächtige allein“ an, bis in den Untergang. Die Kultur der Südländer, der Griechen und der lateinischen



Kubanischer Müßiggang.

Foto: Gernot Lauffer

Der Untergang des Flaneurs

Die Bürger bilden im neutralen Raum der Straßen und Plätze Gemeinschaft. Etwas Muße ist dafür auf jeden Fall von Nöten. Ein Leitfossil für die Öffentlichkeit bildende Präsenz des Bürgers ist der Flaneur, der sich scheinbar ziel- und zwecklos im öffentlichen Raum ergeht.

Derivate ist tausend Jahre älter. Als wir aus dem Urwald kamen, hatten die schon eine elaborierte, raffinierte Stadtkultur mit allem Drum und Dran, ja die Stadt ist gewissermaßen der Ursprung der mediterranen Kultur. Das Leben der Südländer findet in viel größerem Maß in der Öffentlichkeit statt, und sei es nur, dass sie, vielleicht auch wegen des Klimas, mehr Zeit im Freien verbringen können. Auf der Agora, dem Dorfplatz, bilden sie eine Schwadroniergemeinschaft, in der in einem ewigen Hin und Her die Probleme gewälzt werden. Auch sind die meisten dieser Länder Meeranrainer. Küstenbewohner sind nun einmal offener, neugieriger und austauschfreudiger. Und sie bekennen sich zu ihrer sozialen Abhängigkeit, deren Ausdruck der Corso war und bis zu einem gewissen Grad immer noch ist. Da geht dann am späteren Nachmittag die ganze Ortschaft auf der Hauptstraße, dem Hauptplatz auf und ab, es wird in immer neuen Paarungen geplaudert, intrigiert, denunziert, die Gemeinschaft vor Augen, sehen und gesehen werden ist wichtig, miteinander, übereinander reden und beredet werden. Und aus

„Auch im Wirtshaus machen wir jeden Tisch zu einer Sperrzone.“

Kindern werden Leute, der Heiratsmarkt ist immer in Betrieb. Die Menschen bilden aktiv und offensichtlich Öffentlichkeit, die Fassaden der einrahmenden Häuser sind in einer gewissen Einheitlichkeit sorgfältig gestaltet und bilden so das gemeinsame Wohnzimmer.

Bei uns Nachkommen der Barbaren hat spätestens mit der Gründerzeit das Bürgertum mit der Etikette ein strenges Regelwerk der Öffentlichkeit eingerichtet, die Fassaden der Gründerzeithäuser bildeten das Wohnzimmer und die Bürger näherten sich dem urban-mediterranen Vorbild an. Der Couleurbummel der Studentenverbindungen ist dessen extremster Ausdruck. Man erging sich im städtischen Raum, in diesem Fall als Rudel, um präsent zu sein und andere in ihrer Präsenz zur Kenntnis zu nehmen oder notfalls zu ignorieren.

Es war die große Zeit der Spaziergänger, die um der Lustbarkeit willen unterwegs waren, die Müßiggang mit der Teilnahme am sozialen Geschehen verbanden, die beobachtend und sinnierend leichten Schrittes durch die Straßen wanderten, die ab und zu verweilen, mit einem Plauscherl Kontakt aufnehmen. Sie machten kein Hehl aus der Ziel- und Zwecklosigkeit ihres Herumschlenderns, sie waren ganz bei sich in ihrem Selbstvollzug. Ab und zu betrat der Flaneur eine Bar, setzte sich in einen Gastgarten, unterhielt sich, flirtete mit einem Mädchen – er hatte ganz offensichtlich nichts zu tun, nichts im Sinn, er konnte sich den Müßiggang leisten oder tat zumindest so. Das bürgerliche Zeitalter hatte seinen Höhepunkt erreicht, der ewig emsige Bürger hatte dem Adel die Dominanz entwunden und versuchte sich in einer Disziplin, die bis dahin der feudalen Oberschicht vorbehalten war: dem kultivierten Müßiggang, der Kunst des Müßiggangs.

Der Erste Weltkrieg zerstörte diese Idylle auf dem Rücken der ausgebeuteten Klassen, die Not verhalf dem protestantischen Arbeitsethos endgültig zum Durchbruch, noch eine kurze Scheinblüte in den 20ern, dann kamen die Diktaturen mit ihrem „Arbeit macht frei“, der zweite Krieg und dann der Wiederaufbau, der Wirtschaftswunder genannt wird.

Jetzt war endgültig Schluss mit lustig und Müßiggang, das Ethos der Arbeit hatte oberste Priorität, einfach so herumlungern, sich mit Flanieren vergnügen, das ging nicht, ging nicht mehr. Auch wenn man nur herumstreunen wollte, der Schritt musste schneller werden, der Körper zielorientiert, der Gesichtsausdruck dem Ernst der Lage angemessen. Es hatten schließlich alle viel zu tun. Nur so im Caféhaus sitzen und vergnügt in die Luft oder den Mädchen nachschauen, das wurde zunehmend obszön. Man hatte eine Besprechung zu haben, die Nachrichten aus den Zeitungen zu saugen, sich zu erfrischen und wiederherzustellen für den Arbeitsprozess. Auf der Straße waren zumindest die Auslagen interessiert zu mustern, wer mehr als viermal die selbe Strecke – corsolike – auf und ab ging, war ein oberflächlicher Charakter, ein Tunichtgut, ein eitel Geck, der nur glotzt und sich zur Schau stellt.

Bei aller vorgetäuschten Geschäftigkeit, der Corso war noch immer ein soziales Bedürfnis, aber er verlagerte sich immer mehr in die Foyers von Theatern, Kinos und Musikschuppen, das Sehen und Gesehen-Werden spezialisierte sich nach sozialen Gruppen und Interessen. Aber das Bedürfnis nach allgemeiner Öffentlichkeit blieb. Das Auto wurde aus den Zentren ausgesperrt, ein wichtiges Selbstdarstellungsmittel wurde damit entfunktionalisiert, Fußgängerzonen wurden eingerichtet. Jetzt waren wieder alle gleich und alle mussten Geschäftigkeit, Zielorientiertheit, Sinnertätigkeit simulieren. Der Gammeler, der Herumhänger, der schnorrende Punk, sie wurden zum Feindbild. Die mussten weg von den Ruhebänken, auf denen niemand anderer ruhte als vielleicht die Bettler, von den Stufen der Denkmäler, deren niemand gedachte, von den öffentlichen Anlagen, die zur Erbauung und Erholung der Bevölkerung eingerichtet worden waren. Nur die

„Waren früher diejenigen arm, die arbeiten mussten, so sind nunmehr die bedauernswert, die arbeitslos (geworden) sind.“

Beaufsichtigung spielender Kinder entthob etwas des Leistungsdrucks.

Waren früher diejenigen arm, die arbeiten mussten, so sind nunmehr die bedauernswert, die arbeitslos (geworden) sind. Es gäbe ja genug Vergnügungen und Beschäftigungen, mit denen man sich angeregt die Zeit vertreiben könnte, von der Leihbibliothek bis zum Waldlauf, aber das hat in seiner leeren strukturlosen Beliebigkeit keine Attraktion. Auch das Flanieren in der Stadt ist zur Arbeit geworden. Es ist anstrengend, Hektik zu produzieren, wenn der Tag lang ist. In der muselosen Gesellschaft ist der Müßige einsam, weil unproduktiv, hat er doch selten Partner für produktiven Müßiggang. Und in der Gesell-

„In der muselosen Gesellschaft ist der Müßige einsam, weil unproduktiv, hat er doch selten Partner für produktiven Müßiggang.“

schaft, der Öffentlichkeit, sind die Produkte seines Müßiggangs auch nichts wert, die hauptsächlich aus dem (vor)gelebten Leben bestehen. Der Kaffeehausliterat mit seinen Verbalproduktionen des Augenblicks erzeugte geistige Öffentlichkeit, die so (ge)wichtig war wie die verfließende Zeit. Und doch trugen gerade diese Gewitter an Gedankenblitzen ganz wesentlich zur geistigen Atmosphäre einer Stadt bei, sie trugen – vorbei und verweht – bei zur Aura, die eine Stadt zum geistigen Schwerpunkt machte. Im Kino kann man ja noch zustimmend/ablehnend grunzen, lachen oder schmerzgeplagt aufstöhnen und ist dabei mit der Öffentlichkeit in Form des Publikums verbunden, den Fernsehapparat hingegen können wir anschreien, so viel wir wollen, dem ist alles egal. Vor diesem sitzen wir nun vereinsamt und bilden eine Empfangsöffentlichkeit ohne Erwidern, die restliche Zeit füllen wir den Monitor unseres Rechners mit synthetischen Fragen und Antworten, aus denen jedes Leben gewichen ist: die theoretische Öffentlichkeit einer fiktiven Gemeinschaft. In den Fußgängerzonen der Innenstädte hat der Druck der Passanten schon längst nachgelassen. Man muss dort nicht mehr gewesen sein, um gesellschaftlich anwesend zu sein. Große Teile der früheren Teilnehmer an diesem ewigen Corso feh-

len, fehlen auch, um das Spektrum komplett zu machen. Die haben sich eine neue partielle Öffentlichkeit geschaffen, in den Einkaufsburgen an den Stadträndern haben sie ein genehmes Biotop gefunden, wo sie unter sich sind und viel leichter die erste Geige spielen können. Inmitten der Warenattraktionen der versammelten Läden haben sie sich niedergelassen, als potentielle Käufer mit der nötigen Wichtigkeit ausgestattet, sitzen sie dort in den Cafés und fühlen sich sinnstiftend wichtig. Einkaufen ist schließlich zur größten Lustbarkeit geworden, Beute ausspähen, beobachten und eventuell erlegen, ein Vorgang voller Illusion in der Projektion, was mit dem Erbeuteten alles gemacht werden kann. Wo sind all die Sportler, die sich bei den Diskontern mit Ausrüstungen aller Art versorgen? Der Wille des Augenblicks steht für die Tat, noch nie konnte man sich mit so wenig Geld der Illusion sportlicher Betätigung hingeben.

Bei all dieser vordergründigen Befriedigung unserer Bedürfnisse: Wir leiden an der Auflösung der Öffentlichkeit, unsere Sehnsucht gilt immer noch der südländischen universellen Urbanität. Ein Mal im Jahr, wenn dieses zu Ende geht, wird für uns und unsere Sehnsucht ein Steh-Corso eingerichtet. In den Zentren werden Buden aufgestellt und vor diesen ballen wir uns dann in der Kälte, das warme Glühweinhäferl umklammernd. Endlich haben wir einander wieder, sehen und werden gesehen, reden miteinander und wild durcheinander dank des Alkohols. In der kalten, dunklen Nacht des Dezembers haben wir doch wieder zu so etwas wie einer allgemeinen Öffentlichkeit gefunden. Frohe Weihnachten!



Gernot Lauffer wurde 1942 in Kitzbühel veröffentlicht, besuchte öffentliche Einrichtungen in Zell am See, Graz, Huben in Osttirol und Innsbruck sowie die öffentlichen Vorlesungen der TU Graz, machte mit Klaus Kada Architekturenwürfe öffentlich und veröffentlicht nun schon seit Jahrzehnten die Zeitschrift ‚Sterz‘. In Graz gehört er zur Stadtmöblierung, ist gewissermaßen eine öffentliche Figur. www.sterzschrift.at

Foto: Gernot Lauffer

Gernot Lauffer



Vorbereitungen am Brunnen am Eisernen Tor in Graz.

Foto: Gernot Lauffer



Warum braucht der Vorarlberger für sein Picknick einen Berg? Warum möchten viele am Ende einer Sackgasse wohnen, wo nichts los ist? Shared space? All dies und noch viel mehr hat in dieser vorum-Ausgabe keinen Platz gefunden. Mutmaßungen darüber seien hiermit angeregt!
 Schöne Grüße aus Vorarlberg
 Die vorum-Redaktion



An die
 Leserschaft der
 Zeitschrift
VORUM

BIRN

IMPRESSUM: Herausgeber und Medieninhaber: Amt der Vorarlberger Landesregierung, 6900 Bregenz, www.vorarlberg.at/gemeindenentwicklung **Auflage:** 7.250 **Für den Inhalt verantwortlich:** Dr. Wilfried Bertsch, Abteilung Raumplanung und Baurecht, 6900 Bregenz, vorum informiert über Angelegenheiten der Raumplanung und Regionalentwicklung in Vorarlberg. Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen **Projektleitung:** Heiko Moosbrugger, E-Mail: heiko.moosbrugger@vorarlberg.at **Redaktionsleitung:** Mag. Martina Pfeifer Steiner, E-Mail: martina.pfeifer@aon.at, www.pfeifersteiner.com **Redaktionsteam:** Dr. Wilfried Bertsch, Dr. Sabine Miessgang, Heiko Moosbrugger, Ing. Christoph Türtscher, Mag. Stefan Obkircher **Cover:** Christian Grass **Gestaltung:** Bertolini LDT, Bregenz **Druck:** Thurnher, Rankweil **vorum ist auf chlorfrei gebleichtem Recycling-Papier gedruckt.** DVR-Nr. 0058751 Der Herausgeber konnte trotz intensiver Recherchen nicht alle InhaberInnen von Urheberrechten ausfindig machen, ist aber bei entsprechender Benachrichtigung gerne bereit, Rechtsansprüche im üblichen Rahmen abzugelten. **vorum erscheint 5 x jährlich und kann gratis angefordert werden bei:** eMail: raumplanung@vorarlberg.at, T 05574/511-27105